

(Nachdruck verboten.)

8)

## Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

Lolette sah ihr mit hellem Vergnügen zu. So weit war sie herausgefahren, Ihre Ehrwürden, um einer Maria Magdalena Buße zu predigen, und den Anstand, für den man auf dem Gradstein bezahlt wurde — und nun sah sie da: bleich, froisiert, halb ohnmächtig vor Scham und Aerger. „Arme Chaperonne!“

Lolette konnte sich nicht helfen — auch das mußte heraus. Und als Miette mit dem Gepfuch einer Kake emporfuhr, etwas sagen wollte und nur noch mächtiger losheulte, lehnte sich Lolette zurück und ließ den goldenen Mokkalöffel mit feinem Kling-Klang an die Meißener Schale schlagen. „Pinf — pink pink . . .“ Sie zählte die Tränen der Schwester. Daß sie nicht allzu lange weinen würde, wußte Lolette. Gräfin Miette hatte Angst um Teint und Augen.

Vor den Fenstern schaukelten sich die frühlinggrünen Zweige hin und her. Da und dort blühten Kirichen- und Aporosobäume auf. Ihre weißen und roten Blüten hingen wie farbige Wölkchen zwischen dem zarten Grün. Die uralte Kastanienallee des Parkes, die bis auf die Landstraße hinauslief, begann eben ihre Blätter aufzuwickeln. Wie riesige Schmetterlinge baumelten sie von den Zweigen nieder, noch wie müde von dem langen Knospenschlaf. Die Sonne ging jetzt schon spät unter und ihre goldenen Ringe huschten wie die Reifen eines Essenspiels über den blitzblanken Kies der Alleen. Krokus- und Tulpenbeete stachen wie leuchtende Farbflecken aus dem Grün des Rasens, und die Hyazinthen dufteten so heiß, daß ihr Atem zu den offenen Fenstern hereinschlug. Weit, weit über die grünen Saaten, die rechts und links von der Landstraße lagen, grüßten aus blauem Duft die Berge von Polau herüber.

Lolette wußte nicht, woran es lag, aber der Frühling machte sie immer halb krank vor Sehnsucht und ließ sie, von dem dumpfen Druck ihres Blutes bedrängt, in diesen Wochen ihre Koffer packen, um nach Wien zu fahren und sich dort ein bißchen zu amüsieren — sie blieb nie lange in Wien.

„Ich weiß nit, wie's kommt,“ pflegte sie zu sagen, „aber die Leut' sein alle so blutarm in Wien!“ Und eines Morgens sah sie wieder in Schönbach, rosig und blütenfrisch, und ach! immer unterwegs, eine neue Dummheit zu machen.

Wenn die Obstbäume blühten, wurde der Schönbacher Kirchtag gefeiert, und seine lustigste Tänzerin war — Gräfin Lolette. Mit blühenden Augen und brennenden Lippen flog sie in den Armen der Bauernburischen dahin und machte durch ihre Natürlichkeit zuletzt auch dem Blödesten Mut, den sehnen Arm so fest um die schlanken Hüften zu legen, als drehe er die nächstbeste Bauerndirn im Kreise. Das waren noch Männer, mit denen einen der Tanz freute! Jung und sonnerbrannt ein jeder und jedem noch das Leben so neu! Wenn sie an die Feten in Wien dachte, vom Hofball angefangen bis zur letzten „Soirée dansante“ (Tanzabend) . . . Herrgott! Welches Meer von Langeweile, welche Dede und Fadaiel! Und diese Männer: blasiert, müde, spindelbeinig und kahlköpfig oft schon in jungen Jahren oder aufgeschwemmt vom allzu reichlichen Dinieren. Wahrhaftig, wenn man nicht gerade einen Neustädter Akademiker als Tänzer erwischte oder einen jungen Erzherzog, den der Oberhofmeister noch nicht allzu lange vom Bügel gelassen, alles andere war der reine Totentanz!

Hier in Schönbach gab es noch Jugend — Jugend und Freude am Leben, die in allen Pussen hämmerte, in allen Schläfen pochte, sich oft mitten in der Raserei des Tanzes in einem wilden Schrei ausatmete, schrill, toll, wie ein befreiter Raubvogel.

Nicht einmal der Geruch der Leute störte sie. Dieser dampfende Schweiß, der etwas vom Brodem der Scholle hat, wenn sie trüchtig ist von der keimenden Saat. Sie hatten nur den Sonntag für sich, die Leute, und ab und zu ein anderes Fest. Darum gaben sie sich so hin, stürzten sich förmlich kopfüber in den Wirbel der Lust, die ihnen ein hartes Leben allzu kurz bemessen. Nur ja keinen Augenblick veräumen, jede Minute packen und aus Herz drücken, als wäre

die Zeit selbst eine schöne, junge Tänzerin, die man mit sich reißen müsse im kreisenden Wirbel der Sinne! Und diese verglasten Augen, wenn so ein Bursch „die Frau Gräfin“ im Arm hielt! Mit der dumpfen Lust eines Tieres, das den feineren Bissen wittert. Diese göttliche Blödigkeit der „dummen Jungen“, die jeden Sonntag rudelweise in die Kirche marschierten, alle Diern brav zur Reichte gingen und selten eine Dirne anders ansahen, als im „Spenzer“, wie die unschöne, schwarze Facke hieß, die über einem mörderischen Nieder angelegt bis zu den Ohren reichte.

Wenn aber „Ihre Gnaden“ erschien — mit flatternden Locken und Schärpen, noch duftend vom letzten Bad, das weiße Batistkleid nie ohne Defollettee; Herrgott! Diese Augen und Miene und das wechselnde Rot und Blau der Wangen!

Manchen hatte sie so toll gemacht in diesen blühenden, lauernden Frühlingsnächten, daß er am nächsten Morgen wie verstört um die Mauern des Parkes schlich. Sie aber stand hinter irgendeinem Fenster und spielte mit Gedanken, die so jung und heiß und gesund waren wie Lolettens Blut.

„Wo sie das nur her hat,“ jammerte Miette, wenn ihr ein „on dit“ (Gerücht) eine neue Affäre der Schwester bis Nikolsburg wehte. Und einmal sprach sie es sogar aus.

„Aber Liebste,“ hatte Lolette damals aufgelacht, „es wird doch auch in unserem Schlosse einen gesunden Reittnecht gegeben haben.“ Und als die Stiftsdame sich anschickte, in Ohnmacht zu fallen, setzte sie malitios hinzu: „Oder einen Hauskaplan, der gesundes Bauernblut in sich hatte, das auch toll wurde, wenn die Aepfel blühten!“

Der Hauskaplan — das war's! An ihm wurden die Nerven der Stiftsdame immer wieder zuckanden.

Wenn Lolette in ihre „Reverien“ (Träumereien) versank, war sie umgänglicher. Miette wußte das und versuchte einen neuen Vorstoß. Denn, mon Dieu (mein Gott), so konnte das doch nicht weitergehen!

„Und wenn Du Dich noch so lustig machst über mich,“ begann sie mit einem Seufzer — „besser als ich meint es Dir doch niemand!“

Lolette nickte versöhnlich in den Frühling hinaus. Im Grunde war sie ja derselben Meinung und allzu viel Galle gab sie auch nicht gerne ab. Das machte einen gelben Teint.

„Was willst Du anfangen mit dem Unterwegger?“ hauchte Miette diskret.

„Davonjagen,“ kam es frisch zurück. „Aber ohne — Eklat (peinliches Aufsehen), wenn ich bitten darf! So — peu-à-peu (nach und nach) laß die Sache geh'n. Solche Mannsbilder haben oft ein Maul!“

„Ich hab' keine Rechnungen,“ lachte Lolette, lachte es plötzlich so frisch und frei in den Frühling hinein, daß in der Seele der Stiftsdame unwillkürlich ein leiser Verdacht aufstieg. Entweder sie hat einen anderen oder sie sieht jemanden daherkommen, der sie animiert.

Lolette sah durch die Kastanienallee auf die Landstraße hinaus; so tat Miette das gleiche. Aber nein, da war niemand zu sehen als Sami, der „Häutljud“, und neben ihm ein Drahtflicker oder was er sonst war, dem ein ganzer Sackpad blühender Siebe auf den Schultern lag. Miette war beruhigt.

„Da hat der Unterwegger wohl arg gehaust?“ fragte sie resigniert.

Lolette zuckte die blühende Schulter, die immer wieder unter der weißen Blondenecharpe (-Schärpe) herausschlüpfte. „Gott — schaut man denn auf die Händ', die einem die Zeit vertreiben?“

Miette errödete für die Schwester. Es war das Errotten einer soignierten (besorgten) Seele, das ihr noch immer zu Gebote stand. Lolette sah es und lächelte, so boshaft gemüthlich, wie sie es nur konnte. „Macht wieder die Schminnbüchsen der Tugend auf?“

Miette seufzte. „Rein, nein. . . In Gottes Namen, wenn man gewisse Dinge schon nicht lassen kann, wie Du aber darüber sprichst, Lolette! Es ist doch auch das Materielle zu bedenken!“

„Damit bleib' mir vom Leib!“  
„Aber endlich muß auch das besprochen werden, sonst siehst Du Dich eines Tages vis-à-vis de rien (dem Nichts gegenüber)!“

Dolette zuckte die Schultern, starrte noch immer auf die Landstraße hinaus. Es war zum Verzweifeln!

„Ja, meine Liebe,“ begann Miette aus neuem, „Du siehst Schönbach eben nur immer von der Parkseite aus. Wie's dahliegt, mit Feldern und Teichen und Wäldern und Wiesen und allem, was dazu gehört.“

„Sein auch genug Beeten (Milben) drin,“ lachte Dolette gleichmütig.

„Siehst Du! Und darum rat' ich Dir, schau Dir Dein armes Schönbach auch wieder einmal im Grundbuch an!“

„Solang ich nit muß . . .“

„Du wirst wohl sehr bald müssen. Und was dann?“

„Bis dahin bin ich alt und ist mir ohnehin alles eins!“

„Gerade wenn Du alt bist?“

„Ach, laß mich aus!“ Und diesmal schlüpfte die Schulter ganz aus der Schärpe.

Miette schüttelte das Haupt. „Wie Du so dasitzen kannst! Ist Dir denn wirklich nicht kalt? Wenn Du's vielleicht mit Fleiß tußt . . . Ich bin warm angezogen und laß mich auch so nicht froisieren.“

„Mir wird aber nit kalt. Nie,“ lachte Dolette mit einem drolligen Stirnrunzeln, „das ist's ja!“

Das war es, ja. Miette gab sich aber noch immer nicht geschlagen.

„Was macht denn der Porowitzer?“ hüstelte sie mit einer gewissen Vorsicht.

„Nach mir fragt er nit,“ erwiderte Dolette gleichgültig.

„Und läg' so nahe,“ seufzte die Stiftsdame. „Er hat keine Schulden, Du wärst noch zu rangieren. Unser Adel ist auch der ältere. Dazu meine Konnexionen (Verbindungen)! Und wie schön diese Arrondierung (Gütervereinigung)!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

67

## Die Meisterin.

Unter den Weisen und Spähen, die der Joseph erzählte, waren nicht selten welche, die dem unerfahrenen Burtschen auch in ihrer Art ganz neu waren und die er meist nicht gleich verstand, so daß der Joseph sie ihm mit eigentümlichem Lachen und Augenwinkeln erklären mußte. Solche Sachen standen im Sonntagsblatt der Kreiszeitung, das auf der letzten Seite unter „Humoristisches“ allerlei lustige Scherzreden bracht, nicht drin, und der Mutter hätte er, das fühlte er wohl, sie auch nicht erzählen dürfen, die würde ihn schon angesehen haben. Da sprach er zu ihr lieber erst gar nicht davon, daß der Joseph so viel Lustiges wußte.

Es war wohl das erste Mal, daß er der Mutter etwas verbarg, ein Harmloses noch, das nichts mit seinem inneren Verhältnis zu ihr zu tun hatte, und doch war es ein erstes Lodern der Fesseln, in denen sie seinen Willen gefangen hielt.

Am Sonntagnachmittag ging der Joseph, der Einladung folgend, auf Umwegen, damit niemand ihn verraten konnte, zum Glück-Schuster. Die Meisterin hatte wieder einmal ihre Magenkrämpfe, die häufig wiederkehrten, und der Paul blieb bei ihr, sie zu pflegen, da war er sicher, daß ihm niemand nachspürte.

Niedrig und klein, mit Schobern gedeckt, lag das Häufel des Freundes auf dem flachen Berggrün, der das Dorf in seiner ganzen Länge begleitete, und der Schuster hatte, wenn er arbeitete, von seinem Schemel aus durch das Hinterfenster den schönsten Blick auf das allmählich sich senkende Land hinaus bis hinüber zu den sanftwelligem, im blauen Dunst verschwimmenden Bergen, die das Panoramama schlossen.

Durch den lockeren Reuschnee, der den Tag zubor und die Nacht über gefallen war, stapfte der Geselle im Hohlwege beim Seidel-Gute den Hang hinauf und an dem plumpen Kirchlein vorbei, das der Silhouette des Dorfes weit in die Ferne hinaus charakteristisches Aussehen gibt.

Die Sonne, die schon in die feinen, weißen Dünste niedersank, die den Horizont umschleierten, legte einen glitzernden Schimmer über die weiße Fläche und gab dem kalten Weiß des Schnees einen warmen rötlichen Ton.

Die niedrigen Stafete und morschen Pfähle des verwaorlosten Zaunes, der das Vorgärtchen des Schusterhauses einschloß, hatten weiße Mattenmützen auf und von der Wetterseite her waren sie weiß angeweht. Dem muldenförmig eingesunkenen Schobendache war ein schimmernder Mantel umgelegt, daß man die vielfach gestülpten und die moosig-verfilzten Stellen nicht sehen konnte, und die kurze, breite Esse, die so behaglich darin hockte, blies ihr dünnes Rauchbölchen so recht gemütlich in die stille Winterluft, daß des Freundes Anwesen, so klein und verlottert es auch war, dem Joseph jetzt doch recht murrig und heimelig vorkam, und ein wenig der Neid im Herzen des Heimlosen sich regte.

Wie er eben auf der Steinplatte, die als Stufe vor der Schwelle lag, sich den Schnee von den Schuhen trat, wurde die Haustür aufgeschrien, und wie ein Federball flog ein Mädchen gegen ihn an, daß

er, auf dem glatten Stein ausgleitend, den Haß verlor und der Länge nach in die weiche Schneewolle purzelte.

„Jesse!“ kreischte die Junge im ersten Erschrecken, lachte aber, als sie den sich Ueberwältigten sah, hell auf und wirbelte, ohne sich im geringsten weiter um ihn zu kümmern, wie vom Wind getrieben davon. In der Ferne hörte der Verdächtige, der sich inzwischen aufgerafft hatte und nun den Schnee von seinen Kleidern klopfte, ihr lustiges Lachen verflingen.

„Das is mir ju a schöner Empfang bei Dir dohier!“ brummte er, als er bei dem Freunde in die Stube trat.

„Was hat's denn, hä?“ fragte der verwundert.

Und als der Freund sein Mißgeschick erzählte, lachte der Glück-Schuster hell auf.

„Nicht amal gekümmert hat sie sich um mich. Geidi wie der Wind weg war sie!“

„Jesse, was sollt' sie'n machen, hä?“ verteidigte der Vater beklüßigt sein Madel. „Sollt' sie sich vielleicht zu Dir ins Schnee legen, hä? 's wär a kalt Pette. Das kannte sich gut verlangen!“

Vom Winkel beim Ofen kam jetzt als Begleitung zu des Schusters Lachen ein halb unterdrücktes rauhes „Näh, näh, näh!“ wie das heisere Lachen eines Spechtes. Der Joseph hatte aber in seinem Aerger nicht darauf acht. Den Hut von den letzten, schon zu Wasser werdenden Spuren seines Unfalles reinigend, brummte er etwas von „ungezogenem Balg“ und „schlecht erzogen“ vor sich hin.

„Ju, ju,“ meinte der Schuster, „'s is a verfligt Madel, die Grete!“

„Der dürst ich nit Vater sein, die würd ich Jarwatschen nach Noten!“ erzürnte sich der Geselle noch mehr.

„Ju, ju, 's a Jrrwisch, das Madel!“ bestätigte der Schuster ernsthaft tuend.

„Dreischen sollt' sie, daß die Feszen fliegen!“

Da konnte der Kleine nicht länger mehr an sich halten und plappte heraus.

„Was lachst'n da noch, hä?“ brauste der Joseph auf.

„Nu, soll ich vielleicht flennen?“

Vom Ofen her kam wieder das heisere „Näh, näh, näh!“ Diesmal hatte es auch der Aergerliche gehört und überrascht wandte er sich um.

Da sah er zwischen Ofen und Sofa ein verlottert und verkommen Männlein hocken, eisgrau das Haar und der verwilderte Bart, das gedunsene Gesicht von fahlschmutzigem Grau überzogen. In sich zusammengesunken hockte es, die Ellbogen auf die Knie gestützt und starrte aus rotumrändernden entzündeten Augen vor sich hin auf die schmutzigen Hände, die es vor sich gefaltet hielt, stumpf und teilnahmslos, nur ab und zu des Schusters Lachen mit seinem heiseren: „Näh, näh, näh!“ begleitend.

„Wer is denn das, hä?“ fragte der Joseph verwundert.

Glück-Karl, der das Erschaunen des Freundes mit listig blinzeln den Neugierlein beobachtet hatte, antwortete kurz:

„Rein Gast! Grade so wie Du!“

Und in dem harten Ton seiner Worte war ein heimliches Drohen: Rühr mir nicht an den, Du! Der steht mir näher als ihr alle!

„Ja, das halt' ich gar nicht gesehn, daß Du schon Besuch hast!“

„Du warst ja ofu verboh, wie Du reinkamst, daß Du nit amal „Guten Tag“ sagen kannt!“

„Das hab ich richtig ganz vergessen,“ gab der Joseph kleinlaut und beschämt zu. „Nu, da sei od nit böse und „Guten Nachmittag“ ooch!“

Damit gab er dem Freunde die Hand und reichte sie auch, als wollte er damit den Schuster völlig versöhnen, dem Fremden. Der hob seine triefenden Augen nur flüchtig zu ihm auf und senkte sie gleich wieder, als blende ihn das Licht.

Kalt und ohne Druck hatte die rissige, gichterkrümmte Hand, durch die ein immerwährendes Zittern lief, zwischen den Fingern des Gesellen gelegen, und kraftlos war sie gleich wieder daraus geglitten.

Dicht zu den beiden tretend, stellte der Schuster vor, und zu der komisch-feierlichen Gebärde und zu den gespreizten, im steifen Hochdeutsch doppelt affektiert klingenden Worten bildete der grimme Hohn, der in ihnen mitschwang, einen seltsamen Gegensatz.

„Gesattien die Herren,“ mischte er sich in die Begrüßung, „daß ich miteinander bekantt mache: Herr Tischlergeselle Joseph Halpauß, gegenwärtig in Arbeit bei Frau Karoline Nothher in Warrwitz, und Herr Tischlermeister Heinrich Nothher aus Warrwitz, zurzeit ohne Beschäftigung!“

Als wäre jäh vor ihm ein Geist aus dem Boden gewachsen, so starrte Joseph auf den Fremden, der sich stumpf und teilnahmslos, ohne sich im geringsten um die Worte des Schusters zu kümmern, wieder auf seinen Stuhl gehockt hatte und vor sich hin starrte.

Daß der Mann seiner Meisterin tot sei, wie die Frau ihren Sohn und alle Leute glauben machte, war ihm nie so recht eingegangen, und doch schlug ihm jetzt in die Glieder, als er dem Totgesagten plötzlich gegenüberstand. Hilflos ging sein Blick von dem Verkommenen zum Freunde, in dessen Augen ein listiges Glimmern und doch auch wieder jenes dunkle Drohen war, das vorher schon aus seinen Worten gellungen, und vom Freunde wieder zu dem Fremden. Er wollte den Schuster bitten: „Maß doch keine solchen Scherze, Du!“ und brachte dennoch kein Wort über die Lippen, weil er wußte, daß alles, was er soeben erlebte,

wirklich und wahr sei. „Hast denn Du nicht gewußt“ fragte er den Freund.

„Nischt! Gedacht hab' ich mirsch ja immer, daß er noch lebt! Aber Beweise hatt' ich keine nicht! Er hatt' sich gefürcht' vor der Frau, meint er noulich, wie ich'n fragen tat, die wollt'n ins Zuchthaus bringen.“

„Nee, nee, ihr Leute!“ wunderte sich der Geselle.

„So a acht Tage wird's sein, daß er wieder da is. 's hat'n Heemgetrieben. Er tät's nich mehr aushalten, meint' er zu mir, wie er kam. Er möcht gerne d'rheeme sterben! Er sieht och aus, als wenn er nich mehr viel auf der Mühle hätte!“

Da klappte er plump, als klebe zäher Boden an seinen Füßen, zu einem Stuhl am Tische und ließ sich schwer darauf niederfallen. Den Oberkörper ein wenig vorgebeugt, den Kopf gesenkt, saß er da, als müsse er der Tragweite dessen, was er soeben erfahren, nachgrübeln.

Der Gastherer ließ ihn, und um die unheimliche Stille, die zwischen ihnen stand, nicht zu schwer werden zu lassen, hantierte er lauter als nötig gewesen wäre, mit den Töpfen am Ofen. Bald stand die dampfende Kaffeecanne auf dem Tische und der Gastherer lud seine Gäste zur Weiser ein.

Einen der die unwidelten Füße vor den anderen schiebend, schlich der Verklumpte, den der lodende Kaffeeduft schon lebendiger gemacht hatte, an den gedeckten Tisch. Schnuppernd hob er die Nase und die Triesaugen schielten begehrlisch nach Butter und Brot.

(Fortsetzung folgt.)

## Wenn die Sommerfäden fliegen.

Von G. Schenkling.

Eine lieblichere Erscheinung als das Segeln der blendend weißen Fäden in der ruhigen, sonnigen Herbstluft gibt es wohl kaum. Ist es doch, als fühle Mutter Natur das Ende ihrer schaffenden Tätigkeit herannahen, und als rasse sie darum noch einmal alle Kraft zusammen, um die sonnig-goldenen Herbsttage mit zauberhaften Gebilden und poetischer Schönheit auszu schmücken. Darum ist es natürlich, wenn des Dichters Phantasie sich ihrer bemächtigt und die Bilder des Lebens und der Liebe daran knüpft, oder wenn die schlichte Einbildungskraft des Volkes sich daran versucht, oder wenn endlich der Forscher allen Echarissinn aufwandte, Grund und Wesen dieser herbstlichen Erscheinung kennen zu lernen. Denn so bekannt sie auch sein mag, so dauerte es doch lange, ihre wahre Natur zu entziffern. Und mit welcher Gründlichkeit das geschah, beweist die Tatsache, daß Carus in seiner Bibliotheca zoologica nicht weniger als 34 teils selbständige Schriften, teils Abhandlungen in Zeitschriften und verglichen anführen kann, deren älteste aus dem Jahre 1678 datiert.

Viel Kopfzerbrechen um Herkunft und Entstehung wie um die Bedeutung des fliegenden Sommers hat sich das Volk zwar nicht gemacht, doch fand sich seine Phantasie und sein Urteil in Anspruch genommen. So brachte der Glaube früherer Jahrhunderte den fliegenden Sommer in Verbindung mit den Göttern und nach Einführung des Christentums bezog man ihn auf Gott und Maria, woher denn die mannigfachen Bezeichnungen: Sommerfäden, Madonnenfajer, Gottessehlepe, Mariengarn, Marienfaden oder Frauenommer stammen. Die Namen Matthäus- und Gallusommer, die sich auf die Zeit seines Erscheinens beziehen, wiederholen wenigstens noch die Namen zweier Heiligen, wogegen die schwedische Benennung Dvärgsnät (Zwergnetz) schon mehr einen abergläubischen, und die norddeutsche „Kleiberommer“, gar einen satirischen Beigeschmack hat. Mit diesen Bezeichnungen glaubte der Volkswitz die Erscheinung abgetan zu haben und überließ das weitere den Gelehrten. Und seltsam genug waren ihre Hypothesen über Wesen und Entstehung der Herbstfäden. So werden diese als „feine Netze aus getrocknetem Tau gesponnen“ bezeichnet, oder man meint, daß sie „aus derselben Substanz bestehen mögen wie die großen weißen Wolken, die zur Sommerzeit erscheinen“. Näher der Wahrheit kamen schon einige französische Naturforscher, die vermuteten, daß die Fäden aus der baumwollartigen Masse beständen, in welche die Eier der Lebenschildlaus gehüllt sind.

Heute weiß man, daß die Erzeuger des fliegenden Sommers kleine Spinnen sind, die diese Fäden in die Luft schießen und auf ihnen durch die Gefilde des Aethers schweben, mithin Vorläufer unserer Aviatur sind. Spinnfäden sind es also, die als „fliegender Sommer, in den schönen Oktobertagen als weiße Fäden in der Luft schwimmen oder als garie Flaggen an allem Gezweig flattern, oder auch den Wanderer wie den Spaziergänger auf der Landstraße, auf Wiesen und Auen umstriden und nötigen, wiederholt das Gesicht abzureiben, woselbst ihre klebrige Beschaffenheit einen eigenartigen Kitzel erregt. Von der außerordentlichen Häufigkeit dieser Fäden kann man sich leicht überzeugen, wenn man bei tiefem Sonnenstand über ein Stoppelfeld der Sonne entgegenschreitet. Nicht nur zwischen den einzelnen Stoppeln sind die Fäden ausgespannt und erglänzen im Sonnenschein, auch Steine und Erdklumpen sind untereinander mit solchen Fäden verbunden, so daß jede Vertiefung überbrückt erscheint, was namentlich dann einen wunderbaren Anblick gewährt, wenn blühende Taurotöpfen an den

Fäden hängen, in denen die Strahlen der Morgensonne ihr feuriges Spiel treiben.

Wennschon über den Ursprung der Herbstfäden also kein Zweifel mehr besteht, da mikroskopische und chemische Untersuchungen sie als Spinnstoff der Spinnen kennen gelehrt, so könnte man doch darüber verschiedener Meinung sein, wie die einzelnen Fäden zu so großen langgezogenen Kloden zusammengeführt und in die Luft erhoben werden, aus der sie schließlich langsam niederfallen. In der Tat berührt diese Frage den eigentlichen Kern der ganzen Erscheinung, und es sind darüber die Meinungen der Beobachter und Forscher weit auseinandergegangen.

Einerseits wurde angenommen, daß die im September und Oktober herrschend werdenden stärkeren Winde an allen Ecken und Enden die Spinnfäden zusammenfügen, aneinanderschleifen, inäuelartig ballen, von ihrem letzten Anheftungspunkte losreißen und entföhren. Walkenaer, einer der Hauptschriftsteller über Spinnen, glaubte dabei die Reinheit und blendende Weiße der Kloden dadurch entstanden, daß sie wie das Rinnen auf dem Bleichplatz vom Tau der kühlen Nächte erweicht und von Luft und Sonne dann wieder getrocknet und gebleicht werden. So glaublich dies für den ersten Augenblick auch erscheinen mag, bleibt doch zu bedenken, daß die fliegenden Fäden und Kloden zunächst nicht durch die Herbstwinde können aufgehoben werden, da man bekanntlich den Altheiberommer nur nach einem oder einigen stillen, sonnigen Herbsttagen, und zwar erst in den Nachmittagsstunden fliegen sieht, wogegen an trüben, nebligen Tagen oder bei windigem Wetter nichts davon zu spüren ist. Und was die Taubleiche anlangt, so bleibt wieder die Frage offen, wo sie vor sich gehen soll? In der Luft würden sich die dünnhäutigen Fäden nicht schwebend erhalten können, sondern niederfallen und am Boden, der dann seinerseits auch feucht sein muß, so festhaften, daß sie nicht, wenigstens nicht in ihrer blendenden Reine loszuweichen sein würden.

Mit dieser Erklärung war's also nichts; man verlangte nach einer anderen, triftigeren, und diese gab Bladwall. Er berief sich auf die außerordentliche, fast unmaßbare Leichtigkeit der Fäden und Kloden, deren Aufschweben durch die während der wärmsten Stunden des Tages senkrecht aufsteigende warme und daher verdünnte Luftströmung bewirkt werde, wogegen der in den kühlen Abendstunden eintretende und niederfallende kalte Luftstrom sie wieder allmählich abwärts führe. Das ließ sich schon hören und war auch ganz dem Gesetz der täglichen Luftbewegung angepaßt. Allein — so wandte man zweifelnd ein — sollte denn dieser sanfte Luftstrom imstande sein, die einzelnen, so unmeßbar geringe Fläche darbietenden Fäden, die so fest an allem haften, von ihrem Befestigungspunkt losreißen zu können?

Da also auch diese Entdeckung nicht genügen wollte, so ging man endlich nach langen Kreuz- und Querzügen zu den Erzeugerinnen, zu den Spinnen selbst zurück, und suchte aus der Art und Weise, wie sie ihre Fäden zu produzieren pflegen, die fragliche Erscheinung zu ergründen. Dabei fand man, daß die Spinnen ihren Faden nicht bloß dadurch herstellten, daß sie die Spinnorgane an irgendeinem festen Punkt andrücken und dann, sich davon entfernend, den Faden gewissermaßen aus sich herauszapfeln, sondern daß sie auch imstande sind, den Faden bei empor gerichtetem Hinterleibe, wie den Wasserstrahl aus dem Spritzenrohr, horizontal, schief und auch senkrecht von sich zu schießen und, wenn der Faden von der Luft getragen wird, daran hinaufklettern, um fortzufliegen. Es gibt unter den Spinnen nämlich gewisse Gattungen, die nicht ein Rangnetz herichten, sondern lange Fäden in die Luft schießen und darauf in der Luft umhersegeln, sobald die Adhäsion der Fäden an dem benennlichen Luftstrom stark genug ist, um sie tragen zu können. So sah Charles Darwin einst 60 Seemeilen von allem Land entfernt, viele Tausende von kleinen rötlichen Spinnen, jede auf ihrem Faden segelnd, sich auf sein Schiff niederlassen.

Auf Grund dieser Beobachtung weiß man also, daß der fliegende Sommer von gewissen Spinnengattungen und Arten, den sogenannten „Kleinwebern“, direkt in die Luft geschossen und vermöge seiner Leichtigkeit von ihr fortgetragen wird. Durch Verwickelung und Vereinigung der einzelnen Fäden während des Fluges vergrößern sie sich zu den belamuten langen Strähnen und buschigen Kloden, wie sich ja die feinen Dunstbläschen durch mechanische Verschmelzung auch erst während des Falles zu Regentropfen bilden.

Aber, könnte man wieder fragen, was veranlaßt denn die Spinnen, ihre Fäden so massenhaft in die Luft zu spritzen? Auch darüber sind verschiedene Meinungen laut geworden. So sagt man, daß die jene Fäden erzeugenden Spinnen darauf dem kleinen Insektenheer nachzögen, das an so schönen Tagen die höheren Luftschichten zu bevölkern pflegt; indem der Faden durch einen hoch fliegenden Rückenwurm streiche, diene er zugleich als Rangnetz, da man in fallenden Geweben häufig Ueberbleibsel von Schnaken und Mäden finde. Oder man sagte die fragliche Erscheinung gar von idyllischer Seite auf und behauptete, daß die Luftschiffer

„Liebhäber sind, die auf dem Mädchenommer reiten,  
Der tänzelt in der flatterhaften Sommerluft  
Und doch nicht fällt!“ —

Man lieh auf solchen Luftreisen die Spinnen ihre Hochzeit feiern! Andererseits nahm man an, daß die Spinnen im Gefühl des kommenden Winters sich durch Entledigung ihres nunmehr überflüssig gewordenen Spinnstoffes für die Kälte unempfindlicher und zur Ueberwinterung geschickter machen wollten. Doch die richtige

Klärung über die Veranlassung des Altweiberjammers gab unser größter deutscher Spinnenkenner H. Menge. Zunächst war es ihm darum zu tun, die Luftschifferinnen selbst zu ermitteln und er lernte als solche namentlich die kleinen grauen Saß- oder Luchs- spinnen, zu denen die berüchtigte, doch nicht schiffende Tarantel gehört, ferner einige Krabbspinnen, hauptsächlich aber die Gattung der eigentlichen Weberispinnen kennen, sämtlich solche, die während des Sommers an feuchten Orten, auf sumpfigen Wiesen, sowie an Teichen und Wassergräben sich aufhalten. Sie haben, nach Menge, die Gewohnheit, gegen den Herbst hin ins Trockene zu wandern, was sie eben mit Hilfe in die Luft geschossener Fäden tun und wes- halb die ganze Erscheinung als herbstliche Wanderung anzusehen sei.

So sind also jene schimmernden Fäden nichts anderes als Luftballons, auf denen die kleinen kühnen Luftschiffer nach anderen Orten ziehen, woselbst sie gegen die Unbilden des nahenden Winters besser geschützt sind.

## Eine elektrische Wünschelrute.

In den letzten Jahren hat das Problem der Wünschelrute die Gemüter wieder lebhaft erregt. Mag an der Wirksamkeit der Wünschelrute etwas Wahres sein oder nicht, jedenfalls haben die praktischen Ergebnisse die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt. Inzwischen scheint uns jedoch die Wissenschaft ein anderes Mittel an die Hand geben zu wollen, das mit dem magischen Zauber, der die Wünschelrute umgibt, nichts zu tun hat, sondern auf feststehenden Tatsachen beruht. Das Prinzip ist sofort einleuchtend und es bleibt nur die Frage, ob das vorgeschlagene Ver- fahren allen oft komplizierten Verhältnissen der Praxis genügt.

Diese moderne Wünschelrute liefert uns die elektrischen Wellen, die bei der drahtlosen Telegraphie bereits verwendet werden. Bekanntlich dringen diese Wellen nicht nur durch die Luft, sondern auch durch fast alle anderen Stoffe, durch die zwischen den einzelnen Stationen befindlichen Häuser, Erdmassen und dicke Mauern mit der gleichen Leichtigkeit, wie das Licht durch unsere Fensterscheiben. Sind die drahtlosen Wellen doch eigent- lich nichts anderes als vergrößerte Lichtwellen. Während letztere kürzer als ein Tausendstel Millimeter sind, beträgt die Wellen- länge bei ersteren mehrere Meter und selbst viele hundert Meter. Aus diesen enormen Dimensionen erklärt es sich auch, daß wir die elektrischen Wellen nicht mit unserm Auge wahrnehmen. Dieses reicht nämlich nur für die Aufnahme der kleineren Lichtwellen aus. Ein Auge, das die drahtlosen Wellen wahrnehmen könnte, müßte eine Pupille von mehreren Metern Durchmesser haben. Solche Riesenaugen stehen uns allerdings nicht zur Verfügung, wohl aber die Gebe- und Empfangsapparate für die Erzeugung und Aufnahme der Riesenwellen.

Sie reichen für unsere Zwecke auch vollkommen aus. Das Riesenauge würde mit den elektrischen Wellen direkt durch unsere Erde hindurchsehen können, denn die meisten Gesteine und Erden lassen im trockenen Zustande die elektrischen Wellen durch. Völlig undurchdringlich sind aber für sie alle Stoffe, welche die Elektrizität mehr oder minder gut leiten, wie die Metalle, Erze, Kohle, Wasser, Petroleum und dergleichen. Für unser Riesenauge würde die Erde den Eindruck einer gemäß der verschiedenen Durchdring- lichkeit der Gesteinschichten in allen Farbnuancen schimmernden Glasugel machen, in der sich alle Grundwasserschichten, sowie die Petroleum-, Kohle- und Erzlagerstätten als undurchsichtige Massen deutlich abheben würden. Aber auch die Apparate unserer draht- losen Telegraphie reichen bereits aus, um die nutzbaren Lager- stätten aufzufinden. Es seien z. B. an zwei verschiedenen Punkten einer Grube zwei Personen, von denen die eine mit einem Send- apparat und die andere mit einem Empfangsapparat versehen ist. Beide werden dann durch die dazwischen befindlichen Erdschichten hindurch sich miteinander verständigen können. Diese drahtlose Telegraphie durch die Erde hindurch ist aber nur so lange möglich, als sich keine leitende Schicht zwischen beiden Apparaten befindet. Weiben die Signale aus, so weiß man, daß eine derartige Schicht aufgefunden ist, und man kann sich durch weitere Versuche über ihren näheren Verlauf orientieren.

Diese Methode ist von ihren Erfindern, Dr. Löwy aus Wien und Dr. Leimbach aus Göttingen, Absorptionsmethode genannt worden. Die Absorptionsmethode ist meist nur anwendbar, wenn man in Bohrlöchern oder Bergwerken die Apparate so weit in die Erde bringen kann, daß die Verbindungslinie von Geber und Empfänger die Lagerstätten durchschneidet. Eine viel weiter- gehende Verwendung gestattet eine zweite ebenfalls von den beiden Forschern angegebene Methode, die sie Reflexionsmethode nennen. Eine leitende Schicht verhält sich nämlich den elektrischen Wellen gegenüber wie ein Spiegel in bezug auf das Licht, wobei wegen der bedeutenden Wellenlängen selbst größere Unebenheiten keine Rolle spielen. Läßt man von der Erdoberfläche unter einem Winkel zur gesuchten Schicht drahtlose Wellen auffallen, so werden sie unter demselben Neigungswinkel aber nach der anderen Seite hin wieder nach oben reflektiert. Hier kann man sie mit einem Wellenempfänger auffuchen, und dann aus mehreren Beobach- tungen mit Hilfe von Berechnungen die Lage der leitenden Schicht

genau bestimmen. Inzwischen sind mit bestem Erfolge von den beiden Forschern Versuche angestellt worden, um zu beweisen, daß die drahtlosen Wellen nicht leitende Schichten durchdringen. So haben sie nicht nur zwischen den einzelnen Punkten desselben Bergwerkes, sondern sogar zwischen verschiedenen Bergwerken eine Verständigung auf drahtlosem Wege untertags herstellen können. Wasserführende Schichten ließen jedoch die Wellen nicht hindurch. Diese Versuche werden jetzt noch fortgesetzt.

Falls diese moderne Wünschelrute sich in der Praxis bewährt, würde sie besonders für die Aufsuchung und Erschließung von Wasser in Wüstengegenden von unschätzbarem Werte sein. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß vielfach unter umfangreichen Wüstengegenden ausgedehnte unterirdische Gewässer oft in einer Tiefe von nur 20 bis 30 Meter strömen. Nur einem Zufalle ist es gewöhnlich zu verdanken, wenn derartige Ströme durch einen artesischen Brunnen erschlossen werden, in welchem Falle sie dann viele Wüstenstrecken in blühende Oasen verwandeln. So liegt mitten in der Wüste Rajputana auf steinigem Grunde die blühende Stadt Bikapur, die ihr Wasser aus riesigen unterirdischen Zisternen bezieht. Einer dieser Brunnen liefert 75 500 Liter Wasser in der Stunde. Diese Erscheinung kann man sich nur dadurch erklären, daß unter der Wüste ein gewaltiger Strom fließt. Ein Beweis hierfür ist die Tatsache, daß Holzstücke, die man in einen Brunnen hineinstreut, oft später in einem anderen wieder auftauchen. Man nimmt sogar an, daß die Wasser der Wüstenstädte in Rajputana von den weit entfernten Schneefeldern des Himalaya stammen. Eines der bekanntesten Beispiele von unterirdischen Wüstenströmen ist der „Oued Khir“ in der Wüste Sahara, den die Franzosen bei ihren kriegerischen Unternehmungen in Algier entdeckten und mit dessen Wasser sie mitten in der Wüste blühende Oasen schufen. Mit Hilfe der elektrischen Wünschelrute ließe sich so noch manches Ödland in fruchtbares Kulturland verwandeln.

Johann Schürmann.

## Kleines feuilleton.

### Geologisches.

Ein Kreislauf der Erdbeben. Der Menschengestalt hat in der Vorausberechnung von Naturerscheinungen so große und erstaunliche Erfolge erzielt, daß der Ehrgeiz, sie auf möglichst alle wichtigen Naturereignisse ausdehnen zu wollen, durchaus begreiflich ist. Völlig sichere Ergebnisse sind allerdings bisher nur in der Himmelskunde erreicht worden, während die Witterungs- kunde sich wenigstens immer noch auf Prognosepropheten von kurzer Dauer beschränken muß, die eine Spanne von zwei Tagen im allgemeinen nicht übertrifft. Alles, was bisher an Wetterprophete- zierungen auf längere Zeiten im voraus geleistet worden ist, muß vom tausendjährigen Kalender an bis auf Rudolf Falb in das Gebiet unwissenschaftlicher Versuche verwiesen werden. Erst in neuester Zeit hat sich die Wissenschaft noch auf einem anderen, überaus wichtigen Felde mit der Möglichkeit von Voraussagen be- schäftigt, nämlich in der Erdbebenkunde. Von unberufener Seite sind zwar auch solche Ereignisse ebenso wie Vulkanausbrüche schon früher vorausgesagt worden, aber wenn diese Propheten jemals Recht behalten haben, so haben sie dies Glück ohne Zweifel nur dem Zufall zu verdanken gehabt. Im Jahre 1899 hat dann der italienische Erdbebenforscher Cancani als erster Vertreter dieses Forschungszweigs das Wagnis unternommen, wenigstens für die Erderschütterungen in der Umgebung des Adriatischen Meeres eine gesetzmäßige Folge zu behaupten. Er hatte alle Ueberlieferungen seit dem Jahre 873 studiert und war danach zu der Ueberzeugung gekommen, daß schwere Erdbeben in jener Erdgegend in Zwischen- räumen von fast genau 100 Jahren eintreten und dann nach etwa 23 Jahren von etwas schwächeren Erdbeben gefolgt werden. Der Forscher nahm aber selbst keine besonders große Zuverlässigkeit für seine Berechnung in Anspruch, da er bei der Periode von 100 Jahren einen möglichen Fehler von 14 und für die zweite Periode von 23 Jahren einen solchen von 10 Jahren zugestand. Jetzt haben die beiden Fachgenossen Agamemnono und Cavassino in den Akten der Accademia dei Lincei in Rom eine Arbeit ver- öffentlicht, in der sie das Werk von Cancani weiterführen. Ihre Untersuchungen umfassen sogar einen Zeitraum von mehr als 2200 Jahren, und es hat sich daraus eine mittlere Periode der Erdbebenfolge von 102 Jahren ergeben. Die Ueberlieferungen sind jedoch für einen so langen Zeitraum zu schwach, um selbst bei der sorgfältigsten Nachforschung durchaus zuverlässige Angaben zu gestatten. In den italienischen Marken und in der Romagna haben die beiden Seismologen zwischen den Jahren 268 v. Chr. und 1897 siebzehn sehr schwere Erdbeben feststellen können, die aber im Durchschnitt 119 Jahre Abstand hatten. 36 etwas schwächere Erdbeben wiesen auf eine Periode von 41 Jahren. Danach kann von einem gesetzmäßigen Auftreten der Erdbeben bisher nicht gesprochen werden. Wenn eine Regelmäßigkeit in ihrem Auftreten besteht, so hat der Mensch bisher noch nicht den Schlüssel zu ihrer Aufklärung gefunden.